



* Bießbaden, 8. November 1907.

Nachmals die Wiesbadener und Niederfeelbacher Wasserleitung.

In den Ausführungen des Bürgermeisters Christ-Niederseele
bach veröffentlicht Prof. Rabenhauer-Widstein eine Ent-
gegnung, der wir im Interesse der Sache noch folgendes ent-
nehmen:

Nach den geologischen Karten der „Hohen Kanzel“, sowie an den zu Tage liegenden Gesteinsschichten, aus den Steinbrüchen und aus dem Erzstollen am Zieglerkopf mühte man annehmen, daß der ganze Gebirgsstock aus wasserdurchlässigem Quarzitestein bestehe, in dieser Annahme wurde auch der Wiesbadener Wasserstollen angelegt, aber man hatte sich geirrt, denn unter dem Quarzit lagert der wasserundurchdringliche Phyllit, das können Sie Herr Bürgermeister am besten aus den Gesteinsmassen, die aus dem Wasserstollen bei Rambow herausgeschafft wurden, erleben — daß der über 100 Meter höher liegende Erzstollen nicht im Quarzit liege, habe ich ja gar nicht behauptet. Wenn die Anschauungen der Kgl. geologischen Landesanstalt und der Bergakademie zutreffen, daß „die obere Quelle und die Seitenquellen nach dem oberen Stollen hinziehen,“ dann begreife ich nicht, daß dies erst erfolgte, nachdem der Stollen bereits 3 Jahre im Betrieb war und daß dies nur immer erst im Herbst seit zwei Jahren der Fall ist. Der Hochbehälter wurde von Seiten des Reg.-Präsidenten nicht wegen des großen Wasserzuflusses jedesmal (im Frühjahr), sondern aus sanitären Gründen für zu groß gehalten, weil dieser Behälter nur das 13fache des Tagesverbrauchs fassen soll, damit das Wasser genügend frisch bleibt. Von dieser sanitären Maßregel ist aber im Interesse des Feuerlöschwesens bei kleinen Gemeinden Abstand genommen worden. Daß die Gemeinde an Volks- und Viehzahl „so“ gar nicht zugenommen hat, mag sein, es wird aber doch eine kleine Zunahme zugegeben und ebenso, daß auch der Wasserverbrauch sich vermehrt hat. Was nun die alle zwei Wochen stattfindenden Messungen betrifft, so geben die gar keinen Beweis einer Verbindung der Quellen mit dem Wasserstollen, weil diese Messungen erst zwei Jahre, aber nie mehr vor der Erbauung des Stollens vorgenommen wurden. Als ich als Sachverständiger zugezogen und eine Ortsbesichtigung, ich glaube es war im Herbst 1893, mit dem verstorbenen Herrn Gustav Landauer vornahm, da war das Wasser aus dem Erzstollen verschwunden und wissen Sie noch Herr Bürgermeister, als Sie uns zu der reichen Quelle führten, da oh wohl — war auch kein Wasser mehr zu sehen. Und jedesmal war der Wasserstollenbau noch gar nicht begonnen. Noch eins, Herr Bürgermeister, sehen Sie doch mal die Quelle in Ihrer Wiese an der östlichen Grenze ober den Wasserlauf im Eisenbahneinschnitt der Wasserscheide an, da werden Sie finden, daß Ihre Quelle schon vor einem Monat versiegt ist und daß Brünchen am Einschnitt ganz kümmerlich läuft, ein Beweis, daß eben kein Wasser im Erdbreich mehr ist, und Sie werden doch wohl zugeben, daß diese Wasserstollen mit dem Stollen in keinem Zusammenhang stehen können. Ein Dutzend Orte könnte ich Ihnen nennen, die hieselbe Wasserkalamität haben wie Niederselbach. Führen Sie Wassermesser ein, evtl. noch neue Quellen hinzu und der Wassermangel hört auf.

□ **Bezirksauschuh.** Der Kreisbote Ludwig Baumann in Dohrheim besüß dort ein Haus an der Rheintstraße. Für die Zeit vom Oktober 1906 bis Januar einschließlich find ihm an

Wassergeld zusammen 6 A. (ein Bauhaushof von 1 A. 50 A. pro Monat) angefordert worden, während er nur zusammen 2 A. 50 A. bezahlen will, weil die von den örtlichen Anhängen beschlossene Gebührenordnung nicht die Zustimmung des Kreisaußschusses erhalten habe und weil in Gemäßheit des Kommunalabgabengesetzes die Gebühr nur nach Maßgabe des tatsächlichen Verbrauchs erhoben werden könne. Der Gemeinderat hat seine Beschwerde wider die Veranlagung als unbegründet zurückgewiesen und nachdem Klage auf Rückzahlung der zuviel erhobenen Gebühr mit 3 A. 50 A. angestrengt worden war, wies der Kreisaußschuß dieselbe zurück mit der Begründung, daß es sich beim Fehlen einer Gebührenordnung um ein rein privatrechtliches Verhältnis zwischen den Parteien handle, daß demgemäß nicht die Verwaltungsgerichte, sondern lediglich die ordentlichen Gerichte zur Aburtheilung kompetent seien. Wider diesen Entscheid hat B. die Berufung angemeldet, auf welche heute entschieden wird. Das Rechtsmittel wird zurückgewiesen, indem sich der Bezirksauschuß der Begründung der Vorinstanz anschließt. — Der Geheimne Hofrat Dr. Julius v. Toth in Stuttgart ist bei einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung in Frankfurt beteiligt. Für das Geschäftsjahr 1907 ist er mit einem Gewinn von 15 465 A. oder mit 472 A. 56 A. in Frankfurt zur Gemeinde-Einkommensteuer herangezogen worden. Der Einkommensteuerfall ist festgestellt nach den drei letzten Schnittgewinn, welcher von der Gesellschaft in den drei letzten Jahren erzielt worden ist, ermittelt, während der Zehnt nur nach Maßgabe der vertheilten Dividende steuern will. Darnach berechnet er selbst sein Einkommen auf 20160 A. und weil er die Hälfte davon in seiner Wohnsitzgemeinde Stuttgart versteuert, will er nur die verbleibende Hälfte in Frankfurt versteuern, weil die Gesellschaft außer bei Frankfurt auch bei Stuttgart eine Fabrik besitze. Heute wird die Entscheidung verlagert. — Der Kgl. Polizeipräsident in Frankfurt hat den Antrag gestellt, der Geheimne Susanne Fenn dortselbst das Nebenprüfungszeugnis zu entziehen, weil sie in einem Falle, bei der Behandlung einer Wöchnerin, ihren Instruktionen zuwidergehandelt habe. Auch in dieser Sache wird der Entscheid ausgesetzt, zum Zwecke der Einziehung eines Gutachtens des Kreisarztes nach der Richtung, ob die Frau sich durch ihr Verhalten disqualifiziert habe.

* **Festspieltheater.** Am Samstag geht zum ersten Male „*Italia hospitalis*“ in Szene, ein Studentenstück von Ferdinand Wittenbauer, Verfasser des beliebten Schauspiels „Der Privatdozent“. Das Werk hat bereits bei seiner Uraufführung am Wiener Bürgertheater, sowie an einer Reihe namhafter Bühnen lebhaftes Interesse erregt und besonders des farbenreichen Studentenmilieus wegen starken Erfolg erzielt. In Hauptrollen sind beschäftigt die Damen Noorman und Sandori und die Herren Bartak, Hetschbrügge, Hager, Wilhelm, Köhler, Bertram, Tschager, Müller-Schönan und Herr Müller, in dessen Händen auch die Spielleitung liegt. Das Stück wird Sonntagabend wiederholt, Sonntagnachmittag gelangt das beliebte Lustspiel „Die große Gemeinde“ auf halben Preisen zur Aufführung.

o. Konzert des „Wiesbadener Männerklub“. Das am Sonntag vom Gesangsverein „Wiesbadener Männerklub“ im Kaiser-Saal anlässlich seines 19jährigen Bestehens abgehaltene Konzert nahm, wie alle Veranstaltungen dieses Vereins, einen brillanten Verlauf. Die unter der Leitung der Herren Lehrer Grimm und Rembertz seitens des Vereins zu Gehör gebrachten Chören und Doppelquartette fanden eine großartige Wiederbege. Namentlich kann man dies von den Chören: „An die Heimat“, „Nöcklein vom Rhein“, „Es haben zwei Mümmele gelübt“, „Maienacht“ und „Wach auf du schöne Träumerin“ sowie von den Doppelquartetten: „Lore am Rhein“ und „Geweihte Liebe“ sagen, aber auch der so schwierige Chor „Nächtlicher Triumphgesang“ von Bruch, der ganz besondere Ansprüche an die Leistungen der Sänger stellt, wurde fast tadellos zur Ausführung gebracht, und zengt dies sowohl für die Tüchtigkeit des Dirigenten, als auch für den Fleiß und die Liebe der Sänger zu ihrer Sache. Herr Opernsänger Hans Schuh hatte das Programm mit einigen Tenor-Soli bereichert, und mußte für den verdienten reichen Beifall durch eine Anrede antworten.

Herr Lehrer Heinrich Würges hatte dabei freundlich die Klavierbegleitung übernommen und erlebte sich mit bewundernswürdigem Geschick seiner Aufgabe. Herr Richard Nieß brachte einige Violin-Soli zu Gehör, und wußte die Anwesenden durch sein vollendetes Spiel ebenfalls zu reicher Beifalls- spende zu begeistern. Ein besonderer Punkt im Programm bildete diesmal die Ehrung verschiedener verdienter Mitglieder des Vereins. Es waren dies Herr Brauerei-Direktor Heinrich Finkel, Herr Adam Grünberg und Herr August Hartmann. Leider konnte Herr Stadtmagistrats-Ordener Josef Finkl, der gleichfalls als Ehrenmitglied ernannt war, infolge seines Unfalls nicht anwesend sein. Der Präsident des Vereins hielt an die drei genannten Herren eine herzliche Ansprache und überreichte jedem das Diplom als Ehrenmitglied des Vereins. Herr Direktor Finkel dankte mit beredten Worten für die erwiesene Ehrung, und versprach für sich und seine Kollegen auch fernerhin dem Verein treue Stützen zu sein. Die künstlerisch angefertigten Diplome waren angefertigt von dem Vereinsmitgliede Herrn Lithograph Eugen Reiss. Nach Beendigung des Programms hielt ein Ball unter Leitung des Herrn Tanzlehrer Groß die Festgäste noch längere Stunden in fröhlicher Runde beisammen.

* Der Allgemeine deutsche Sprachverein hielt am Dienstag seinen gewohnten Mundart-Abend ab. Man schreibt uns: Die zahlreiche Zuhörerschaft erfreute sich an den köstlichen Darbietungen. Zuerst erschien Direktor Kramers, der in nassauischer Zunge ein Stück aus dem Leben Alt-Wiesbadens und ein anderes aus Neu-Wiesbaden, nämlich die Leiden eines Hausbesizers um Renzjahr schilderte. Danach betrat der Direktor des Danauer Stadttheaters Waldert Steffert den Redesaal, um das Verlinische zu vertreten und er zeigte seinen zahlreichen Freunden, die an ihm den trefflichen Komiker zu bewundern gewohnt waren, nicht nur die unverminderte zweifelhäufigkeitserzeugende Kraft, sondern überraschte sie als ein Vortragsgenie, dem die ergreifendsten Töne furchtbarer Tragik mit gleicher Leichtigkeit zu Gebote standen. Schien es danach, einer notwendigen Veränderung der Vortragsordnung zu Folge, für Fräulein Clara Cesterle, die Schwäbin, schwer, nach dem Wührsenkimer das Feld zu behaupten, so blühte ihr doch vollkommenes Gelingen, da gerade sie, die Stimmbildungslehrerin, es verstand, den Zwecken des Sprachvereins gerecht zu werden und ihre Mundart in einer Reinheit und Deutlichkeit vorzuführen, die jede Schattierung der Lautbildung aufs trefflichste erkennen ließ. Wädhte der wohlgeglungene Abend dem Sprachverein neue Gönner und seinem reichen Arbeitsfelde immer neue Kräfte zuführen.

* Vortrag über Darmleiden, Darmchwäche und Darmpflege. Man schreibt uns: Groß ist die Zahl derjenigen Menschen, welche unter der Geißel eines geschwächten oder kranken Darmes ihr Leben verbittert und verkürzt sehen und deshalb gewiß gerne jede Gelegenheit, die Auffklärung und Rat gegen drückende Leiden beliebiger Art bietet, wahrnehmen. Eine solche Gelegenheit bietet der hiesige Kaeppeler Verein jedem Darmleidenden und solchen Mitmenschen, welche gewonnen sind, die Darmchwäche und die Darmleiden bei sich und den Ihrigen zu verhüten. Der in West-, Süd- und Mitteldeutschland unter dem Namen Leo Freimut bekannte hygienische Praktiker und Schriftsteller Herr Hr. Stöder aus Mendt bei Düsseldorf ist von dem genannten Verein zu einem Vortrage über das wichtige und interessante Thema: Darmleiden, Darmchwäche, Darmpflege gewonnen worden. Der Vortrag findet am Samstag, 9. November, abends 8½ Uhr im Saale des Restaurant „Parthuro“, Schwalbacherstraße statt.

* Die Mumm aus Berlin, der bekannte Führer in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, wird am nächsten Montagabend im Kaiserhof sprechen über „Die christlich-nationale Arbeiter-Bewegung, eine Hoffnung für Deutschlands Zukunft“. Um 5 Uhr soll ebendort eine Begegnung wegen Gründung eines evangelischen Dienstbotenvereins stattfinden.

B. Die Beförderung von Zweirädern, einfüßig und unpaddt, darf nach einem Erlaß des preussischen Eisenbahnministers in Zukunft mit allen Schnell- und Eilzügen erfolgen.

Berliner Börse, 7. November 1907.

[illegible]



Nr. 263.

Samstag, den 9. November 1907.

22. Jahrgang.

In den Fluten.

Roman von Jenny Birch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Woher hast du dies?“ fragte sie argwöhnisch.
„Sollte dir das so ganz unbekannt sein?“ fragte er lauernd und jubr, als sie die Augen niederzuschlug und ein höheres Rot ihre Wangen färbte, fort: „Dieselbe Hand, welche dir anonyme Briefe zusandte, hat solche auch an mich gerichtet. Du hast sie verächtlich beiseite gelegt, ich habe ihnen im Verein mit deinem Vormunde nachgeforscht. Hier hast du die Resultate. Es ist Georg Eltester nicht um dich, sondern um dein Vermögen zu tun, er tröstet alle unsauberen Elemente auf die Heirat mit dir. Ich will für jetzt kein Wort weiter mit dir reden, lies, prüfe und sage dann, wer es wahrhaft gut mit dir meint.“

Und Gertrud hatte gelesen. Mit glühendem Kopf und trockenen, brennenden Augen hatte sie gelesen, was ihr das Herz in der Brust sich wenden und ihr warmes Blut zu Eis gefrieren ließ. Georg, den sie liebte, dem sie grenzenlos vertraute, den sie für den Inbegriff der Wahrheit, der Treue und Mäßigkeit hielt, hatte sie grenzenlos betrogen! An ein Mädchen in Berlin, mit dem er während seiner Studienzeit in Eberswalde Bekanntschaft angeknüpft, hatte er Briefe geschrieben, welche Gertrud die tiefste Herzenskränkung waren. Jetzt nun unterhielt er ein anderes Verhältnis, sandte der ersten Geliebten nicht die Summen, die er ihr versprochen, und aus Born darüber hatte diese an Gertrud und an Herrn v. Melnik Briefe geschrieben, in denen sie den ehemaligen Freund in wenig vorteilhaften Farben malte. Melnik war der Spur nachgegangen, hatte um eine ansehnliche Summe Georgs Briefe erlöst und legte sie nun in die Hände seiner Schwägerin, die jenen anonymen Wahrnehmungen keine Bedeutung beigemessen hatte und geneigt gewesen war, sie auf Nachforschungen von Melnik zurückzuführen.

Sie hätte dies auch jetzt noch gar zu gern getan, aber da lagen vor ihr die Briefe in der ihr nur zu wohlbelannten charakteristischen Handschrift Georgs; da lag vor ihr ein Schreiben ihres Vormunds, des Konjuls Bauer in Hannover, der ihr schwerlich seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Georg gegeben, aber auch nie seine Hand zu irgend einem Betrugsbettelgeheimnis haben würde. Melnik hatte in der ganz richtigen Voraussicht, daß Gertrud ihm allein nicht Glauben schenken dürfte, den Konjül mit nach Berlin genommen; der letztere hatte den Handel über die Brieffschaften abgeschlossen und sandte sie Gertrud mit einem Begleitschreiben. — Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Schlag war gefallen, vernichtend wie ein Hagelwetter, das fröhlich aufgrünende junge Saat zerstört.

Ob Gertrud dem Treulosen einen Abjurationsbrief geschrieben, ob sie ihn noch einmal gesprochen und ihm seine Abscheulichkeit ins Gesicht vorgeworfen hatte, darüber konnten Schwester und Schwager keine Gewißheit erlangen. Sie hatte nur, als Melitta mit ihr darüber zu sprechen versuchte, ihr das Wort abgeschnitten, mit der Bitte, nie wieder in ihrer Gegenwart diesen Namen zu nennen, und ihr ober vielmehr sich selbst das Versprechen gegeben, mit Georg Eltester nie wieder ein Wort zu sprechen. Auf die Frage der Schwester, was sie mit den Brie-

fen angefangen, hatte sie geantwortet, sie habe diese ins Feuer geworfen, und es sei ihr gewesen, als bedürfte sie eines solchen gar nicht, um sie in Asche zu verwandeln. Das Papier hätte schon in ihren Händen gebrannt, als sei es höllisches Feuer.

Mit einer Willenskraft, die weit über ihre Jahre hinausging, hatte das junge Mädchen jede Aeußerung des in ihr wühlenden Schmerzes unterdrückt. Etwas blässer als gewöhnlich waren ihre Wangen, trüber blickten ihre Augen, verräterisch zuckte es um den ausdrucksvollen Mund, aber er plauderte und lächelte wie sonst. Sie spielte mit den Kindern, die sehr an ihr hingen, sie las, sie arbeitete an der angefangenen Stiderei, nur ihren Flügel hatte sie noch nicht wieder geöffnet, und keines von den Liedern hatte man vernommen, welche sie sonst mit ihrer süßen, wohlgeschulten Sopranstimme in die Waldlandschaft hinauszufingen pflegte.

Auch von ihrer Gewohnheit, weite Spaziergänge zu machen, ließ sie nicht, obwohl Melitta, von ihrem Gatten veranlaßt, sie davon abzuhalten suchte. Melnik schien von der Vorsorgnis erfüllt, daß der jungen Schwägerin jetzt irgend ein Unheil zustößen könnte, und ließ es an direkten und indirekten Warnungen nicht fehlen. Aber Gertrud achtete nicht darauf, und Melitta ließ sie gewähren. Es war nun einmal nicht ihre Art, sich in einen Kampf mit einer so willenskräftigen Natur einzulassen, wie sie die jüngere Schwester besaß.

Und nun war Lothar v. Melnik's Befürchtung zur traurigen Wahrheit geworden.

„Gertrud v. Rauffel ist verschwunden!“ so ging es von Mund zu Mund. In Malente und Gremsmühlen, in Plön, wie in Eutin, am Kellensee, wie am Dieksee sprach man davon; überall warf man die Frage auf: „Ist sie verunglückt, ist sie das Opfer eines Verbrechens geworden, oder hat sie selbst Hand an sich gelegt?“

Niemand wußte Antwort auf diese Frage.

3.

Herr von Melnik lehrte in Begleitung des Polizeiinspektors Dietel und zweier Unterbeamten aus Eutin nach dem Godeberg zurück. Die letzteren wurden sofort in Begleitung orisfundiger Leute behufs erneuter Nachforschungen in die Umgegend entsandt, der Inspektor selbst verfügte sich aber mit Herrn v. Melnik in die Villa. Er hatte bis jetzt gar keinen Anhaltspunkt, ob man es mit einer Flucht oder einem Unglücksfall, einem Verbrechen oder einem Selbstmord zu tun haben könne, und doch ließ sich nach seiner Ansicht Wirkames nur unternehmen, wenn man sich auf irgend solchen Anhaltspunkt stützen könne. Es hatte ihn dünken wollen, als ob Melnik absichtlich etwas verschweigen oder im dunkeln lassen wolle, und so hoffte er, bei einer Vernehmung der Bewohner der Villa, oder besser bei einer Unterredung mit denselben, durch zufällige Aeußerungen mancherlei zu erfahren, was ihm die gewünschte Aufklärung geben könnte.

In der Villa herrschte die größte Aufregung und jener Zustand, der so leicht eintritt, wo ein außergewöhnliches Er-

eignis die tägliche Ordnung aufhebt. In der Küche brannte kein Feuer, in den Zimmern lag und stand noch alles, wie man es am gestrigen Tage verlassen, die Diener und die Dienersinnen liefen durcheinander, ihnen hatte sich sogar die Sonne der Kinder zugesellt, und die letzteren eilten wild und ungestüm dem Vater entgegen mit der Frage, ob er Tante Gertrud nicht wieder mitbringe, ob sie tot sei und ob sie denn heute die Mama gar nicht zu sehen bekämen.

In seiner energischen Weise schaffte Herr v. Melnik Ordnung. Er rief das Fräulein herbei und gebot ihr sehr kurz und scharf, die Kinder in Obacht zu nehmen, schickte die Dienstboten an ihre Arbeit, befohl, ein Frühstück für ihn und seinen Begleiter bereit zu halten und gewärtig zu sein, dem Herrn Inspektor auf seine Fragen Rede und Antwort zu geben. Dann führte er ihn in sein Zimmer und bat ihn, dort nur eine kurze Zeit zu warten, er wolle seine Frau herbeiholen.

Wirklich erschien er schon nach wenigen Minuten in Melittas Begleitung wieder. Die junge Frau sah bleich und verstört aus, und es entging dem Inspektor nicht, daß sie nur ungern erschienen sei. Sie hielt die Hand ihres Mannes krampfhaft fest, und es bedurfte seiner Ermunterung und seines Burebens, daß sie sich endlich herbeiließ. Dietels Fragen zu beantworten.

Wie schon früher Herr v. Melnik, so wies auch jetzt seine Frau den Gedanken an eine Flucht Gertruds mit Entschiedenheit zurück. Ihre Schwester sei, so erklärte sie, in ihrem Tun und Lassen völlig unbeschränkt gewesen; hätte es ihr in der Villa nicht gefallen, so sei sie völlig frei gewesen, zu reisen, wohin sie ihr beliebt hätte. Für eine heimliche Entfernung habe somit kein Grund vorgelegen. Gegen eine solche Annahme spräche übrigens auch der Umstand, daß Gertrud nur wie zu einem Spaziergang von einigen Stunden gerüstet das Haus verlassen habe.

„Haben Sie sich denn auch davon überzeugt? Fehlt nichts von den Sachen des Fräuleins?“ fragte der Beamte, der sich mehr und mehr in dem Gedanken bestärkt fühlte, daß man ihm nicht die volle Wahrheit sage.

Frau v. Melnik mußte dies verneinen.

„An das Nächstliegende hat in der Verwirrung natürlich niemand gedacht!“ rief ihr Mann. „Sie haben recht, wir wollen Sie sogleich in Gertruds Zimmer führen, vielleicht finden wir dort einen Aufschluß.“

Mit einem Blick, der jeden Gedanken an Widerrede im Keime erstickte, legte er den Arm seiner Frau in den seinen und schritt dem Beamten voran, durch einige Zimmer hinaus auf den rings um das Haus laufenden breiten Gang. An seinem anderen Ende lagen die beiden Zimmer, welche Gertrud bei Lebzeiten der Mutter bewohnt und die sie auch diesmal nur für sich beansprucht hatte.

Es lag und stand in dem Wohnzimmer, das man zuerst betrat, alles, wie es jemand, der sich aus seinen Räumen entfernt, um nach kurzer Zeit dahin zurückzukehren, zu hinterlassen pflegt. In einem Körbchen auf dem Nähtisch lag die Schere, in welcher die Nadel mit dem Faden darin steckte. Auf dem neben dem Sofa stehenden Tisch befand sich ein aufgeschlagenes Buch, das soeben aus der Hand gelegt zu sein schien. Der Strauß von Waldblumen, der in einer Kristallschale daneben stand, sah dagegen schon etwas verweltet aus, und die Pflanzen in den Töpfchen am Fenster ließen die Blätter hängen; sie waren heute nicht begossen worden.

„Gertrud brachte jeden Tag einen Strauß frischer Blumen vom Spaziergang mit heim, diese sind von vorgestern,“ sagte Frau v. Melnik, deren Augen an der Schale haften geblieben waren, während des Inspektors Blicks schnell den Schreibtisch übersflogen. Hatte er gehofft, dort vielleicht einen Brief zu finden, so sah er sich getäuscht. Auch die auf der Platte liegende Schreibmappe, die er öffnete und durchblätterte, enthielt nur leere Bögen.

„Könnten Sie sich überzeugen, ob von des Fräuleins oder von Ihren Schmuckstücken etwas fehlt?“ wandte sich der Beamte wieder an Frau v. Melnik.

„Viel Geld hat Gertrud hier überhaupt nicht gehabt, sie brauchte eigentlich nur für ihre Armen etwas,“ war die Antwort; „was sie aber besaß, das verwahrte sie samt ihrem Schmuck dort in dem kleinen chinesischen Schrank.“

„Er war verschlossen.“

„O, das tut nichts; ich besitze das Seitenstück dazu und trage den Schlüssel bei mir.“

Frau von Melnik holte aus der Tasche ein Schlüsselbund und löste einen winzigen Schlüssel davon ab. Er schloß den Schrank auf; es befanden sich eine Kassette und eine Anzahl Schmuckstücke darin. Mit zitternden Händen griff Melitta danach und öffnete sie. Ihr Gatte, der sich bisher ganz gegen

seine sonstige Gewohnheit schweigend und untätig verhalten hatte, war ihr dabei behilflich.

„Das Geld ist hier; ich weiß, wie viel Gertrud ungefähr besessen hat, sie kann nur eine kleine Summe im Portemonnaie bei sich gehabt haben!“ rief er.

„Und die Schmuckstücken sind auch da,“ fügte Melitta hinzu, dem Inspektor mehrere geöffnete Etuis entgegenhaltend, aus denen ihm Steine in goldener Fassung entgegenblitzten. „Sie hat nichts mitgenommen, als die Uhr mit einer feinen Kette, eine Brosche mit einem Opal von Perlen umgeben und zwei sehr wertvolle Ringe. Trotzdem wir in Trauer sind, trug sie diese Sachen täglich, weil Uhr und Brosche die letzten Geschenke unseres Vaters waren und wir die Ringe der Mutter von der erkalteten Hand gezogen hatten. Hier ist der Zwillingsschneider des einen.“

„Diese Gegenstände wären immer wertvoll genug, um die Befürchtung eines Verbrechens zu erwecken,“ sagte Dietel zögernd.

„Frau v. Melnik schrie laut auf und fuhr mit den Händen nach den Ohren, als wolle sie sich dieselben zuhalten. „Sprechen Sie doch nicht so etwas Entsetzliches! In unserer sicheren, friedlichen Gegend! — Du bist doch auch mit mir einverstanden, Lothar?“ wandte sie sich an ihren Gatten, der wie aus tiefem Brüten aufsprang und etwas Unverständliches murmelte. Als er merkte, daß der Inspektor ihn schärfer ins Auge faßte, stimmte er seiner Frau mit Lebhaftigkeit zu und erklärte es für sehr unwahrscheinlich, daß jemand in mörderischer Absicht sich an seiner Schwägerin vergreifen haben sollte.“

„Es könnte ja ein fremder Strolch gewesen sein,“ bemerkte der Beamte.

„Nein, nein,“ beharrte Frau von Melnik mit dem Eigensinn eines Kindes, „daran kann, daran will ich nicht glauben.“

„Und an eine Flucht glauben Sie ebenfalls nicht?“

„Wir haben Ihnen bereits erklärt, daß es Fräulein von Kauffel jederzeit freistand, sich von hier zu entfernen,“ sagte Melnik, und seine Frau fügte hinzu:

„Sie fühlte sich bei uns so glücklich.“

„Ein Selbstmord wäre also auch ausgeschlossen,“ fuhr der Beamte fort.

„O schweigen Sie! Schweigen Sie!“ rief Melitta.

„Aber, meine gnädigste Frau, irgend eine Veranlassung muß das Verschwinden des Fräuleins doch haben,“ sagte der Inspektor. „Sie wollen auch nicht an einen Unglücksfall glauben?“

„Meine Schwägerin kannte die Gegend sehr genau und war immer sehr vorsichtig,“ nahm Herr v. Melnik das Wort, „und dennoch, es bleibt kaum eine andere Annahme übrig: sie pflückte gern Wasserblumen und unsere Seen sind tief.“

Er war ganz dicht an den Beamten herangetreten und hatte ihm die letztere Bemerkung leise zugehaucht, aber seine Frau hatte sie doch gehört. Mit einem leisen Schrei fuhr sie auf: „Lothar, du weißt etwas, du —“

Sie hing sich an ihn; mit einer Bewegung der Ungebuld, die er nur schwer zu bemeistern vermochte, machte er sich von ihr los und entgegnete vorwurfsvoll: „Aber, liebe Melitta, wenn ich wüßte, wo deine Schwester geblieben ist, würde ich doch nicht allüberall nach ihr suchen lassen und vor allen Dingen nicht die Behörden bemühen.“

„Wir wollen nicht sogleich das Schlimmste annehmen,“ warf der Inspektor dazwischen, „junge Damen haben zuweilen ihren Kopf für sich, vielleicht löst sich die Sache noch ganz heiter und harmlos. Sie sind ganz sicher, daß Fräulein von Kauffel nichts von ihren Kleidungsstücken mitgenommen hat?“

„Nichts, als was sie trug; ich sah sie fortgehen; sie hatte nichts in der Hand, als ihren Sonnenschirm,“ behauptete Melitta sehr bestimmt, „du mußt das doch auch noch wissen, Lothar.“

„Herr von Melnik schüttelte den Kopf und seine Gattin fügte hinzu: „Ach nein, ich entsinne mich, du warst ja schon früher auf die Entenjagd gegangen.“

„Wann sahen Sie das Fräulein fortgehen?“ fragte der Inspektor.

Frau v. Melnik legte die Hand an die Stirn und sann nach: „Es mochte um vier Uhr sein; wir speisen hier immer schon um zwei und ich war soeben von meinem Nachmittags-schlaf aufgestanden. Ich rief ihr noch vom Balkon aus zu, sie sollte nicht wieder so weit gehen. O, wie hätte ich denken sollen, daß sie überhaupt nicht wiederkehren würde!“ Sie brach in einen Strom von Tränen aus und sank ermattet in einen Stuhl.

Nun fragte der Kommissar das Mädchen nach dem Sachverhalt.

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Wilhelm.

Novelle von A. Hubenröder.

(Nachdruck verboten.)

Kam da vor einiger Zeit mein Schwager zum Besuch. Er ist Amtsrichter in einem kleinen Nest im Weimarer Oberland. Er ist etwa nicht dahin strafversetzt — nein, er hat sich, nachdem er mehrere Jahre als Assessor in Berlin gelebt hatte, dahin versetzen lassen, weil er eingesehen zu haben glaubte, daß der Mensch zur Natur zurückkehren müsse, wenn er gedeihen soll. An den Busen der Natur. — Und offen gestanden, mein Schwager ist in seiner Wald- und Landeinsamkeit gediehen.

Die etwas bleiche Farbe, die er als Assessor hatte, und der müde gewordene Blick sind vollkommen verschwunden. Er ist von einer geradezu blühenden Gesundheit, und vielleicht würden feinsühlige Großstädterinnen ihn einen Bauer nennen.

Er steht das ganze Jahr über früh um fünf Uhr auf und macht mit nüchternem Magen einen Spaziergang.

Im Frühling bewundert er das Keimen und Werden — im Sommer das Blühen und Duftes, im Herbst das Reifen. Dann im Winter das Schneeleuchten, wenn die aufgehende Sonne die unter weißer Last stehenden Bäume küßt, und das heimliche Weben unter der silbernen Decke, die über die Erde ausgebreitet liegt. „Unter besserer schläft keine Königin“ — sagt mein Schwager. Die Großstadt haßt er. Vor allen Dingen Berlin. Seit sechs Jahren hatte er es nicht betreten.

Er ist ein Hüne von Gestalt mit einem scharfgeschnittenen Gesicht, in dem ein paar helle, graubraune Augen funkeln, die in Momenten höchster Erregung einen gelblich-grünen Glanz annehmen, etwas Phosphoreszierendes an sich haben.

Also er kam eines Tages ganz unerwartet an, wie er sagte, von seinem Gewissen getrieben, um einmal nachzusehen, was aus den Söhnen seines verstorbenen Bruders geworden sei.

Ich saß mit meinen beiden Jungen in dem niedrigen, größten Zimmer unsrer kleinen Berliner Gartenwohnung. Die Jungen waren mit ihren Schularbeiten beschäftigt, ich überschlug die Ausgaben der Woche.

Plötzlich stand er im Türschwellen. Wir hatten, vertieft in unsre Arbeit, überhört, daß ihm das Mädchen geöffnet hatte. In seiner Jagdjoppe, den Bodenmantel über dem Arm, den Ziegenhainer in der Hand, an den Füßen Stiefel mit Doppelsohlen — stand er da.

Im ersten Augenblick waren wir bestürzt und wortlos. Dieser Onkel Wilhelm war die Mannes-Autorität, die ich ab und zu in schwierigeren Erziehungsmomenten aus der Versenkung steigen ließ.

„Was würde Onkel Wilhelm sagen, wenn er dein Sittenbüchlein sehen könnte!“ drohte ich dem Jüngeren, und den Älteren spornte ich mit Onkel Wilhelms Entsetzen an über ein minder gutes Abiturium — ohne Erlassung des Mündlichen.

Als ich daher mit Staunen rief: „Schwager Wilhelm, du?“ stieg eine helle Röte in die Gesichter der Jungen.

Ehe eine feierliche Begrüßung stattfinden konnte, rief Onkel Wilhelm, seinen Hut und Mantel ablegend: „Kinder — Menschen — Gartenwohnung nennt sich das? Man hat ja diese Zustände schon ganz vergessen! Wo ist denn dieser euer Garten? Warum laßt ihr euch denn das gefallen? Gartenwohnung? Vorspiegelungen falscher Tatsachen — ha ha ha“ — Dann folgte ein bröhnendes Gelächter.

„Ihr solltet mal meinen Garten sehen!“

Als ich ihm vom Fenster aus den kleinen grünen Fleck zeigte, um dessentwillen unsere Wohnung eine Gartenwohnung hieß, brach er von neuem in ein Gelächter aus.

„Marie — daß du so ganz den Maßstab verloren hast, du weißt es doch genau, wie Gärten aussehen — und willst mir einreden — das da sei ein Garten!“

Ich war schon ganz leinslaut geworden, veranlaßte die Jungen, seinen Mantel hinauszutragen, tat die üblichen Fragen nach seinem Ergehen und hörte, daß es ihm vortrefflich erging. „Na, und was treibt ihr denn? Ihr Kerle, ihr Bleichgesichter! Macht ihr eurer Mutter Freude und eurem seligen Vater Ehre?“ Der Älteste, der neugeborene Oberprimaner, versuchte es, ihm mit

seinen Kenntnissen zu imponieren. Onkel Wilhelm war in seinen Augen ein ausgezeichneter Grieche. Er sprach von den Dramen des Sophokles, die er gerade lese. Er war so eifrig dabei, sein neu erworbenes Wissen an den Mann zu bringen, mit jener Eindringlichkeit eines jungen Menschen, der seiner selbst noch nicht ganz sicher ist und dem infolgedessen die heitere Gelassenheit reifer Geister fehlt, daß er das spöttische Lächeln seines Onkels nicht bemerkte.

„Wie kommt es denn, daß du bei diesem Frühlingswetter solche Ausgrabungen vornimmst, mein Sohn? Hielt nicht um diese Zeit Karl der Große Maifeld ab? Und läge das deinem Interesse nun eigentlich nicht näher?“

„Aber ich brauche die Kenntnis der Sophokleischen Dramen zu meinem Aufsatz.“

„Also so gelehrte Reissen besitze ich?“

„Das Thema zu meinem Aufsatz lautet: Zeigen die thebanischen Tragödien des Sophokles die Eigenschaften, die Goethe in seinem Aufsatz, Shakespeare und kein Ende als charakteristisch bezeichnet?“

„So? — Nun — ich kann mir ja denken, daß du das ganz genau wissen wirst! Ich habe davon keine Ahnung, und es ist mir auch sehr gleichgültig. Aber — hast du schon mal einen Bach in seinen ersten Anfängen gesehen? — Ich meine, ob du gesehen hast, wie das silberne Raß quillt? Quillt — unter moosigem Stein, im Schatten grüner Waldbäume — dann über klaren Kieselgrund weiter läuft — hinab durch Wiesen, an Ackerbreiten vorbei, durch Dörfer, bunte Gründe und kleine und große Städte, und weiter, immer weiter, bis ins Meer — zur Vollendung seines Kreislaufes? . . . Oder weißt du, wieviel Schläge ein Fink kennt? Kanst du Espen von Rüstern unterscheiden — hast du Ameisen und Bienen bei ihrer Arbeit gesehen — sahst du über einem Aehrenfeld — einem blühenden Aehrenfeld — eine Duftwolke liegen in heiliger Mittagsstille?“

Er war ganz außer Atem vor Erregung und der Junge ganz stumm und starr.

„Aber, lieber Schwager,“ wagte ich einzuwerfen, „du verlangst Dinge“ —

„Ich verlange Dinge? Nun, ich sehe schon mit einem Blick, wenn es nach dir ginge, würden diese armen Jungen vollkommen verkümmern in dieser Häuserwüste, zwischen diesen geschmacklosen Steinhäusen — zu Strebern erziehst du sie.“

„Aber, lieber Schwager, mir scheint, die Hauptsache ist, daß die Jungen die Schule durchlaufen, ohne sitzen zu bleiben!“

„Durchlaufen!“ Wieder ertönte das Gelächter aus seinem Mund, das mich nachgerade nervös machte. Ich fuhr trotzdem unbeirrt fort: „Nacher, wenn sie dann fertig sind, ihre Examina bestanden haben, sind sie“ —

„Ausgemergelte, superfluge, unleidliche Kerle“ — unterbrach mich der Amtsrichter aus dem Weimarer Oberland. „Du erziehst deine Söhne nicht gut, verehrte Schwägerin.“

Ich schwieg empört und sann darüber nach, wie ich die Jungen aus dem Zimmer entfernen könne, denn ihre Augen begannen bereits unheimlich zu leuchten. Er kam mir aber zuvor.

„Na, komm du mal her, mein Junge, du bist ja wohl mein sogenanntes Patenkind, was beginnst du denn?“

Der Jüngere antwortete schüchtern: „Ich mache auch einen Aufsatz.“ Und mutiger fuhr er fort, als er in das lächelnde Gesicht des guten Onkels sah: „Einen ganz leichten. Ich sitz' erst in Sekunda — in Obersekunda.“

„Und wie heißt das Thema?“

Er sagte mit wichtiger Miene: „Weshalb empfand Hamlet vor der Tat Zweifel und Dantes nach der Tat Reue?“

Der Amtsrichter aus dem Weimarer Oberland antwortete wieder mit einem schallenden Gelächter.

„So! — Na, ich will euch etwas sagen. Euer Onkel, eures seligen Vaters Bruder, empfand Zweifel, ehe er nach Berlin kam, und Reue, daß er nicht früher kam. Jetzt werde ich einmal ein Wort reden.“

Ich fand, er hatte schon reichlich viel geredet.

„Lieber Onkel,“ sagte der Jüngere ängstlich, „wir geben uns wirklich alle Mühe, dir nachzueifern, dir und unserm Vater. Mutter stellte dich uns immer als Muster hin. Du bist nie sitzen geblieben und hattest immer lobenswert im Betragen.“

„Sooo? Lobenswert“ — wieder lachte er — aber nicht laut, sondern er sah mich schmunzelnd an, und ein wenig Hohn sah ihm dabei in den Augenwinkeln.

„Eure gute Mutter hat ein schlechtes Gedächtnis — oder hat mich mit jemand anderem verwechselt. Ich habe stets mit Mühe meine Vergebung erkämpft, und mein Betragen war mäßigen Ansprüchen genügend — wie gesagt, das ist eine Verwechslung. Und nun geht hinunter und holt vom Portier meine Reisetasche.“

„Aber, Wilhelm, wie kannst du mich so bloßstellen!“

„Liebe Marie, warum brauchst du zur Erziehung eine Art von Popanz? Das neue Gesetz erkennt dir ja die elterliche Gewalt allein zu.“

Ich mußte beschämt mein Haupt senken und mir eingestehen, daß ich nicht frei war von jenem bedenklichen Krüdensystem, das Anseuerungs- und Abschreckungsmitteln nötig hat.

„Und nun werde ich mal die Jungen eine Zeitslang unter meine Obhut nehmen. Ich bleibe acht Tage hier in Berlin.“

Als die Jungen herauflamen, ganz Feuer und Flamme für den Onkel, der ihr Herz im Sturm genommen hatte, ging es an ein Plänemachen.

„Sagt mal, Jungens, habt ihr denn nicht irgend ein Tier im Haus, das euch sozusagen der Natur nahe bringt? Einen Hund?“

„Kostet doch Steuer, Onkel, und niemand hat Zeit mit ihm auszugehen!“

„Meinetwegen dann eine Katze oder einen Vogel!“

„Katen sind im Kontrakt verboten.“

„Und das läßt du dir gefallen?“

Ich zuckte die Achseln.

„Also kaufe ich euch einen Vogel.“

Meine Jungen waren selig. Und ich gestehe offen, auch mir war trotz des erbärmlichen Gefühls, das mich vor wenigen Minuten noch beschlichen hatte, ganz wohl zumute in dem Gedanken, daß eine starke, männliche Hand beim Erziehungswerk an meinen Söhnen helfen sollte.

Es war mittlerweile spät geworden, mein Schwager suchte sein Hotel auf.

Am andern Morgen trat er pünktlich um 9 Uhr an.

„Ich werde den Jungen einen Dompfaffen kaufen, liebe Marie — einen, der die alten, lieben Thüringer Volkswesen pfeift: „Ach wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann!“ — ich kenne einen Vogelhändler noch aus meiner Affessorzeit her. So ein Dompfaff ist mir huzzeiten lieber als ein Mensch — ich meine einen Großstadtmenschen mit allen Präntionen der Neuzeit — verstehst du?“

Ja, ich verstand.

Der Amtsrichter ging mit zwei glückstrahlenden Jungen auf den Vogelhandel. Ehe er die Wohnung verließ, vertraute mir der Jüngere an: „Mutterchen, er richtet uns ein Terrarium ein.“

Ich setzte mich ergeben in meinen Sessel vor dem Schreibisch und seufzte.

Eine Stunde später brachte ein Dienstmann einen Glasbehälter und wieder einige Stunden danach eine Kiste, in der es krabbelte.

„Da sind Eidechsen drin“ — in einer andern waren zwei Ringelnattern und in einer dritten Molche.

Der Dienstmann entfernte sich, nachdem er ein Trinkgeld erhalten hatte, grinsend, und ich saß allein mit der stummen Kreatur.

Wieder nach einiger Zeit erschienen der Onkel und die Jungen. Sie waren mit allerlei Tüten und Paketen und einem Vogelbauer beladen.

Was wurde da alles ausgepackt! Mehlwürmer, Ameiseneier, Riez, Sand, ein kleines Bassin, zwei Schildkröten, verfaultes Holz. Und was sollte ich alles herbeischaffen! Einen alten Topf, verschimmeltes Brot, einen alten Filzhut, einen alten Strumpf. In unserm sonst so frieblichen Wohnzimmer sah es wild und wüst aus.

Mein Schwager sprach von Weiber-Engherzigkeit und Umständlichkeit, von verloren gegangener Genialität und mangelnder Großzügigkeit.

Meine schlichterne Frage nach dem Vogel wurde dahin beantwortet: „Eins nach dem andern!“

Indessen wurde das Terrarium mit möglichster Umständlichkeit eingerichtet und jedes Tier laut gepriesen.

„Die Eidechsen reagieren auf gute Musik und Glockengeläut — paßt mal auf, wenn die Kirchenloden

Sonntags läuten, kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln und schleichen mit den Häutchen. Spielt keiner von euch ein Instrument? Ziehharmonika? Nein! Oder Flöte? Auch nicht! Na, Kleiner, dir kaufe ich eine Flöte — dein Großvater blies dies schöne Instrument ausgezeichnet, am Ende hast du etwas von seiner Begabung geerbt.“

„Liebster Wilhelm, der Junge ist ganz unmusikalisch!“

„Woraus schließt du das?“

Ich wagte keine Einwendungen. Schwager Wilhelm sagte: „Uebrigens, da diese flinken Vacerten nur von Tau leben und von Regentropfen, müßt ihr beides künstlich erzeugen.“

„Dann könnt ihr Tante Berthens Blumensprizze holen.“

„Natürlich eine maschinelle Einrichtung. Marie, du bist wirklich der Natur vollkommen entfremdet!“

Und nun nahm Onkel Wilhelm einen Mund voll Wasser, blies in die Rachen und versuchte einen Sprühregen. „Wozu hat denn einer eigentlich seinen Mund?“

Ich konnte zwar nicht einsehen, daß ein Mund dem Menschen zum Hervorbringen von Regen oder Tau gegeben sei, schwieg aber.

Endlich war der Bau vollendet. Meine Jungen dachten weder an Sophokles noch an Goethe, weder an Hamlet noch an Drest. Sie ließen abwechselnd tauen und regnen.

Jetzt wurde der Dompfaff an einen hellen Fensterplatz gehängt. „Nun paß mal auf, liebe Marie“ — sagte der Amtsrichter — „dieser kleine Sänger ist sozusagen für dich bestimmt, denn wenn er singt oder vielmehr pfeift, wird dir deine fröhliche Jugend lebendig werden, und du wirst einsehen, daß es nichts Wunderfameres gibt als Wald und Feld — die Heimat in den Thüringer Bergen! Ja — ja!“

Ich nickte — wann hätte ich das jemals geleugnet. „Wo ist denn das schöne Kerlchen?“ schmeichelte der Amtsrichter. „Ei, da hör mal einer, was das Psäfflein flöten kann!“ Aber das Tierlein schwieg.

„Ja — so, Jungens, das hätten wir fast vergessen! Der Vogelhändler sagte, man müsse den Hut vor ihm abziehen, wenn er „Ach wie ist's möglich dann“ singen solle. Solche kleinen Dressur-Mäpchen muß man schon mit in den Kauf nehmen! Eilig wurde ein Hut gebracht. Der Amtsrichter aus dem Weimarer Oberland diente vor dem rotbrüstigen Dompfäfflein:

„Wo ist denn mein schönes Kerlchen? Na, so sing uns doch eins!“ Aber das schöne Kerlchen schwieg. Es sah verwundert auf den großen Mann und rückte immer mehr auf seinem Stängelchen rückwärts.

„Aber er tat es doch im Laden!“

Jetzt versuchten nacheinander die Jungen ihr Heil. Eine allgemeine Ratlosigkeit entstand.

„Der Kerl hat den Vogel verwechselt! Den werden wir uns holen.“

Durch das Telephon des Hauswirtes wurde der Vogelhändler herbeordert. Er versprach in einer Stunde da zu sein.

(Schluß folgt.)



Humor.

Strafbar. „Et siebt Leite,“ sprach ein Arbeiter, als er ein Abteil des Vorortzuges bestieg, in dem nur noch ein Platz frei war, auf welchen ein anderer seine Füße gelegt hatte, der keine Anstalt machte, sie herunterzunehmen, „et siebt Leite, die meenen, se ham die ganze Eisenbahn jekooft, wenn se en Groschenbillet von Berlin bis Stetigly jennom' ham.“ — „Meenstie etwan mir?“ fragte der andere drohend. — „Ne, dir nich, awerst deine Beene,“ war die von einem verächtlichen Blick begleitete Antwort. — „So? Na, da will ich dir man sagen, det ich meine Beene hinlegen kann, wo ich will, unn wenn et ins Reß wäre!“ — „Da wirdest de dir strafbar machen,“ versetzte der erste höhnisch, „det Reß is nämlich nur fter Keenere Jegenstände!“

